

Marshall Sahlins

Die ursprüngliche Wohlstandsgesellschaft

Vorbemerkung von Jochen Schilk: Im Folgenden findet sich meine Übersetzung des bekannt gewordenen Aufsatzes bzw. Buchkapitels des US-amerikanischen Anthropologen Marshall Sahlins (geb. 1930). Der Text erschien 1972 im Rahmen von Sahlins' Buch »Stone Age Economics«, bzw. in einer französischen Version bereits vier Jahre zuvor. Ob seine Thesen zwischenzeitlich durch neuere anthropologische Untersuchungen widerlegt wurden, ist mir nicht bekannt.

Die Übersetzung erfolgte auf der Grundlage der Onlineversion auf www.primitivism.com/original-affluent.htm bzw. www.eco-action.org/dt/affluent.html. Ich habe den zentralen Begriff »hunter« bzw. »hunter and gatherer« gemäß der Einschätzung von http://de.wikipedia.org/wiki/Jäger_und_Sammler mit »Jäger-und-Sammlerinnen« übersetzt.

Interessant ist, dass der Schriftsteller Daniel Quinn in seinem Welterfolg »Ismael« Sahlins' Erkenntnisse ausführlich verarbeitete, siehe hierzu: www.kurskontakte.de/media/article_pdfs/KK154AndereWelten.pdf

Ich möchte ausserdem der Übersetzung das folgende bekannte Zitat aus der Bergpredigt voranstellen:

»Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch.«

Jäger-und-Sammlerinnen-Gesellschaften benötigen pro Kopf und Jahr weniger Energie als irgendeine andere menschliche Kulturform. Und doch zeigen Untersuchungen, dass es eben die Gesellschaft der Jäger-und-Sammlerinnen war, die das Prädikat »ursprüngliche Wohlstandsgesellschaft« verdient, eine Gesellschaft, in der sämtliche materiellen Bedürfnisse der Menschen mit Leichtigkeit erfüllt werden konnten. Diese Tatsache anzuerkennen, bedeutet zugleich festzustellen, dass der gegenwärtige Zustand des Menschen daraus besteht, sich in dem Versuch abzumühen, die klaffende Lücke zwischen seinen scheinbar endlosen Wünschen und seinen für deren Erfüllung unzureichenden Mitteln zu überbrücken – eine moderne Tragödie.

Zwei mögliche Wege führen zum Wohlstand: Wünsche lassen sich entweder dadurch »mit Leichtigkeit erfüllen«, indem man viel produziert oder aber indem man nur wenig braucht und begehrt. Die heute bekannte, auf Grundlage des Konzepts der Marktökonomie formulierte Auffassung (u.a. vertreten vom einflussreichen Ökonomen John Kenneth Galbraith) besagt, dass die Wünsche des Menschen groß – um nicht zu sagen: unendlich groß –, seine Möglichkeiten und Mittel zwar verbesserbar jedoch immer nur beschränkt seien. Die Kluft zwischen Mitteln und Zielen lasse sich durch industrielle Produktion zumindest soweit verringern, dass »dringend benötigte Waren« in großen Mengen zur Verfügung stehen. Doch gibt es eben auch noch den Zen-Weg zum Wohlstand, welcher festlegt, dass wenn die materiellen Wünsche des Menschen endlich und gering sind, und die technischen Mittel sich nicht ändern, diese Mittel im Großen und Ganzen ausreichend für die Erfüllung der Wünsche sind. Greift eine Bevölkerung die Zen-Strategie auf, so kann sie sich einer nicht gekannten materiellen Fülle erfreuen – und dabei doch einen niedrigen Lebensstandard aufweisen. Dies, denke ich, beschreibt die Jäger-und-Sammlerinnen ganz gut. Und der Zen-Weg hilft uns auch einige ihrer eher seltsamen ökonomischen Verhaltensweisen zu verstehen, etwa ihre »Verschwendung«, womit ich ihre Neigung meine, sämtliche Bestände auf einmal zu konsumieren, so als hätten sie sie selbst gemacht (?). Da sie, anders als unsere Märkte, frei sind von jeder Zwangsvorstellung einer Knappheit, scheint es gut möglich,

dass die ökonomischen Neigungen der Jäger-und-Sammlerinnen sehr viel beständiger auf der Fülle gründen als unsere Neigungen.

Es mag ja möglich sein, dass Destutt de Tracy tatsächlich ein »fischblütiger, bourgeois Schulmeister« gewesen ist, doch hat er Karl Marx immerhin zu dem Eingeständnis gezwungen, dass »die Menschen in armen Ländern zufrieden sind«, während sie in den reichen Ländern »generell arm« seien.

Die Ursachen eines Missverständnisses

»Bloße Subsistenz-Wirtschaft«, » ...Freizeit ist nur unter aussergewöhnlichen Umständen möglich«, »unablässige Nahrungssuche«, »kärglich und relativ unzuverlässig« natürliche Ressourcen, »Abwesenheit jedes ökonomischen Überschusses«, die Notwendigkeit »maximaler Arbeitsanstrengungen durch eine größtmögliche Anzahl an Menschen« – so ungefähr hört sich die durchschnittliche anthropologische Meinung über die Jäger-und-Sammlerinnen an.

Der traditionell düstere Blickwinkel auf die vermeintliche Klemme der Jäger-und-Sammlerinnen geht auf die Zeit zurück, in der Adam Smith schrieb – und möglicherweise sogar auf eine Zeit, in der noch niemand überhaupt irgendetwas schrieb. Gut möglich, dass dieser Blickwinkel zu den ersten ausgeprägten Vorurteilen der jungsteinzeitlichen Bauern gehörte: eine ideologische Einschätzung der Möglichkeiten der Jäger-und-Sammlerinnen, die Ressourcen der Erde ausbeuten zu können, die mit der historischen Herausforderung einherging, eben diese Jäger-und-Sammlerinnen von diesen Ressourcen fernzuhalten. Wir müssen diese Einschätzung mit dem Samen Jakobs geerbt haben, der »sich nach Westen, nach dem Osten und nach dem Norden« zum Nachteil seines älteren Bruders Esau ausbreitete, welcher zwar ein schlauer Jäger war, aber in einer berühmten biblischen Episode dennoch um sein Erstgeborenenrecht geprellt wurde.

Die gegenwärtig verbreitete schlechte Meinung über die wirtschaftliche Lage der Jäger-und-Sammlerinnen muss aber gar nicht auf einen derartigen Ethnozentrismus in neolithischer Zeit zurückgeführt werden. Es reicht völlig, sich den zeitgenössischen bürgerlichen Ethnozentrismus vorzunehmen, denn die heute existierende Business-Wirtschaft verbreitet genau dieselben trüben Schlussfolgerungen über das Leben der Jäger-und-Sammlerinnen. Ist es also wirklich so paradox, die Meinung zu vertreten, dass Jäger-und-Sammlerinnen trotz ihrer völligen Armut in einer Wohlstandsökonomie leben? Unabhängig davon, wie reich sie im Einzelfall ausgestattet sind, folgen moderne kapitalistische Gesellschaften allesamt der Prämisse der Knappheit. Es gehört zu den obersten Prinzipien der reichsten Völker dieser Welt, dass die ökonomischen Mittel niemals ausreichen können.

Das marktindustrielle System institutionalisiert die Knappheit in einer nie dagewesenen Weise. Wo Produktion und Verteilung durch die Preisentwicklung geregelt werden und alle Lebensgrundlage von Geld-Verdienen und -Ausgeben abhängig sind, da wird die Ungenügsamkeit der materiellen Mittel zum eindeutigen, berechenbaren Startpunkt jeder wirtschaftlichen Aktivität.

Der Unternehmer ist konfrontiert mit alternativen Investitionsmöglichkeiten seines endlichen Kapitals, der Arbeiter ist (hoffentlich) konfrontiert mit alternativen Möglichkeiten einträglicher Anstellungen, und der Konsument ... ja nun, der Konsum ist eine tragische Figur in gleich zweifacher Hinsicht: Was bei ihm in Ungenügsamkeit beginnt, endet in Mangel (???). Der Markt macht eine schier umwerfende Anzahl von Produkten verfügbar, indem er eine internationale Arbeitsteilung wieder zusammenführt. All diese Guten Dinge sind heute in Reichweite des Menschen, und doch kann er sie niemals alle zu fassen bekommen. Schlimmer noch: In diesem Spiel der freien Konsumwahl bedeutet jede Anschaffung zugleich einen Mangel, denn jeder Kauf eines Artikels heißt auf einen anderen zu verzichten, der im Allgemeinen nur unmaßgeblich weniger wünschenswert – in manchen Fällen aber auch wünschenswerter – erscheint. Der Satz vom »Leben in harter Arbeit« wurde nur für uns Heutige geprägt. [Siehe auch die Bibel-Stelle 1 Mose 3,19 über die Vertreibung aus dem Paradies: »Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen... «] »Knappheit« lautet der Urteilsspruch, den unser Wirtschaftssystem über uns spricht. Und aus eben diesem angstgewohnten Blickwinkel schauen wir heute zurück auf die Zeit der Jäger-und-Sammlerinnen. Denn wenn der moderne Mensch mit all seinen technologischen Möglichkeiten sich immer noch kaum eine Existenzgrundlage erschaffen kann – wie groß erscheinen dann schon die Chancen des nackten Wilden mit seinem kümmerlichen Pfeil und Bogen? Indem wir die Jäger-und-Sammlerinnen auf diese Weise mit bürgerlichen Impulsen und altsteinzeitlichen Werkzeugen ausgestattet haben, beurteilen wir seine Situation von vornherein als hoffnungslos.

Doch ist Knappheit keine intrinsische Eigenschaft von technischen Mitteln, sondern sie beschreibt eine Beziehung zwischen Mitteln und Zielen. Wir wollen hier einmal die empirische Möglichkeit in Betracht ziehen, dass das Geschäft der Jäger-und-Sammlerinnen darin besteht, die eigene Gesundheit zu erhalten. Dies beschreibt ein endliches Ziel, wobei Pfeil und Bogen adäquate Mittel wären, um an dieses Ziel zu gelangen.

Die anthropologische Bereitschaft, den Jägern-und-Sammlerinnen wirtschaftliche Ineffektivität zu unterstellen, tritt insbesondere in gehässigen Vergleichen mit der jungsteinzeitlichen (Agrar-)Wirtschaft zu tage. Jäger-und-Sammlerinnen, so sagt es Lowie (1) gerade heraus, »müssen für ihr Überleben sehr viel härter arbeiten als Ackerbauern und Viehzüchter« (S. 13). In dieser Hinsicht fand es die evolutionäre Anthropologie besonders angenehm, und sogar theoretisch notwendig, sich jenen Tonfall anzugewöhnen, der üblicherweise für Vorwürfe und Tadel benutzt wird. Ethnologen und Archäologen waren zu jungsteinzeitlichen [d.h. landwirtschaftlichen] Revolutionären geworden, und ließen in ihrer revolutionären Begeisterung keine Gelegenheit aus, das »Ancien Régime« der Altsteinzeit zu denunzieren. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass Philosophen versuchten, die frühere Stufe der Menschheit eher der Natur denn der Kultur zuzuordnen. (»Ein Mann, der sein Leben damit zubringt, Tiere zu verfolgen, um sie zu töten und zu verzehren, oder von einer Beerensammelstelle zur nächsten zu wandern, lebt tatsächlich eher selbst wie ein Tier«

(2) (S. 122)) Indem sie die Jäger-und-Sammlerinnen auf diese Weise runtergestuft hatte, war die Anthropologie umso freier, den großen Fortschritt der Jungsteinzeit hochzujubeln. Diese wichtige technologische Weiterentwicklung habe »die generelle Verfügbarkeit von Freizeit« ermöglicht, indem nun der »ständige Zwang zur Nahrungsbeschaffung« entfiel (3). In einem einflussreichen Essay über »Energie und die Evolution der Kultur« erklärte Leslie White (5, 6), dass die Jungsteinzeit einen »großen Fortschritt in der kulturellen Entwicklung« gebracht habe. Das sei möglich geworden als eine Folge des »eklatanten Anstiegs der pro Jahr und Kopf durch Einführung von Ackerbau und Viehzucht nutzbar gemachten und kontrollierten Energiemenge«. Im weiteren überhöht White den evolutionären Kontrast, indem er menschliche Anstrengung als die primäre Energiequelle der altsteinzeitlichen Kultur definierte und diese den neuen, jungsteinzeitlichen Ressourcen in der Form von domestizierten Pflanzen und Tieren gegenüberstellte. Diese Bestimmung der Energiequellen ermöglichte mit einem Mal die niedrige Einschätzung des thermodynamischen Potenzials der Jäger-und-Sammlerinnen – nämlich jenes, das der menschliche Körper entwickelt: also »durchschnittliche Kraftressourcen« von einem Zwanzigstel PS pro Kopf. Und indem er in seiner Rechnung zugleich jede menschliche Anstrengung im neolithischen Unternehmen unterschlug, sah es so aus, als wären die Menschen durch eine Art arbeitssparendes Hilfsmittel (domestizierte Pflanzen und Tiere) befreit worden. Doch fasst White die Problematik offenbar falsch auf. Denn die primäre mechanische Energie, die den Leuten der Alt- wie der Neusteinzeit zur Verfügung stand, liefert in beiden Fällen der menschliche Körper, der sie aus pflanzlicher und tierischer Nahrung transformiert, so dass – mit vernachlässigbaren Ausnahmen (nämlich der gelegentlichen Nutzung nicht-menschlicher Kraftquellen) – die in alt- und jungsteinzeitlichen Ökonomien pro Jahr und Kopf zur Verfügung stehende Energiemenge die gleiche ist – und in der Geschichte des Menschen auch bis zum Beginn der industriellen Revolution ziemlich konstant bleibt. (5)

Eine wunderbar ausgewogene Diät

So unbedeutend wie die australische Wüste oder die Kalahari für die Landwirtschaft oder für die europäische Alltagserfahrung sind, erscheint es dem ungeschulten Beobachter als ein Quell von Wundern, »wie irgendjemand es schaffen kann, an solch einem Ort zu leben«. Die Schlussfolgerung, dass Einheimische hier, wenn überhaupt, nur kläglich dahinexistieren können, wird in geeigneter Weise durch ihre eigentlich wunderbar ausgewogene Ernährung bestärkt. Dadurch nämlich dass die lokale Küche für gewöhnlich Dinge beinhaltet, die von Europäern als widerwärtig und ungenießbar abgelehnt werden, liegt die Vermutung nahe, dass die Menschen am Verhungern sein müssen.

Sir George Grey (7) schrieb, es sei ein Fehler anzunehmen, dass die eingeborenen Australier »nur wenig Möglichkeiten haben, sich zu ernähren, oder zu bestimmten Zeiten immer wieder unter Hunger leiden«. Zahlreich und »fast schon drollig/albern/lächerlich« seien die Fehler, denen Reisende in dieser Hinsicht

aufgesessen sind: »In ihren wissenschaftlichen Journalen beklagen sie, dass die unglücklichen Aborigines bald einer Hungersnot zum Opfer fallen würden, da sie sich in bemitleidenswerter Abhängigkeit von bestimmten Nahrungsmitteln ernährten, die sie in der Nähe ihrer Hütten finden. Dabei gehören die Dinge, die sie dann in vielen Fällen aufzählen, zu eben jenen Artikeln, die die Ureinwohner tatsächlich überaus schätzen und die in Schmachhaftigkeit und Nährstoffgehalt nichts zu wünschen übrig lassen. Um die Ignoranz begreifbar zu machen, »die lange Zeit in Hinblick auf die Gewohnheiten und Gebräuche dieses noch ungezähmten Volkes herrschte«, wartet Grey mit einem bemerkenswerten Beispiel auf, einem Zitat seines Forscherkollegen Captain Stuart, der eine Gruppe von Aborigines dabei begleitete, große Mengen Mimosa-Pflanzengummi zu sammeln und hierbei schlussfolgerte, dass diese »unglücklichen Geschöpfe sich in Abwesenheit einer Nahrungs-Alternative gezwungen sahen, auf die allerletzte Notlösung zurückzugreifen und dieses klebrige Zeug zu sammeln«. Doch wie Sir George beobachten konnte, gehört das betreffende Pflanzengummi in jener Gegend zu den bevorzugten Nahrungsmitteln, da es den Menschen während seiner Erntezeit die seltene Möglichkeit eröffnet, zu größeren Versammlungen in einem Camp zusammenkommen. Er zieht folgenden Schluss:

»Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass die Eingeborenen gut leben. Es mag in einigen Distrikten zu manchen Jahreszeiten einen Mangel an Nahrung geben, aber wenn dieser Fall eintritt, so werden diese Gegenden eben für diese Zeit gemieden. Es ist allerdings für einen Reisenden ebenso wie für einen nicht ortskundigen Ureinwohner ausgesprochen unmöglich zu beurteilen, ob ein Distrikt voller Nahrung steckt, oder ob das Gegenteil der Fall ist ... Völlig anders jedoch liegen die Dinge für einen Eingeborenen im vertrauten Gelände. Hier weiß er sehr genau, was die Landschaft an Essbarem hervorbringt, er kennt von jedem Nahrungsmittel die jährliche Verfügbarkeit und hat Erfahrung darin, wie sich die Dinge am bequemsten beschaffen lassen. Diesen Umständen gemäß richtet er seine Besuche in den verschiedenen Teilen seines Jagd- und Sammelgebiets ein. Ich kann jedenfalls berichten, dass ich in ihren Hütten immer nur eine große Fülle vorgefunden habe.« (8)

Bei dieser positiven Einschätzung schloss Sir George ausdrücklich die lumpenproletarischen Aborigines aus, die in oder bei den europäisch geprägten australischen Städten leben – eine lehrreiche Ausnahme, die uns zu einer weiteren Quelle ethnographischer Missverständnisse führt: Die Anthropologie der Jäger-und-Sammlerinnen sei größtenteils eine anachronistische Erforschung ehemaliger Wilder, eine Art forensische Untersuchung an der Leiche einer Gesellschaftsform, vorgenommen von Mitgliedern einer anderen Gesellschaftsform.

»Eine Form des materiellen Überflusses«

Gemessen an der vermeintlichen Armut, in der Jäger-und-Sammlerinnen theoretisch leben, überrascht es zu hören, dass etwa die Kalahari-Buschleute sich »einer Form des materiellen Überflusses erfreuen«, der, jenseits von Wasser und fester Nahrung, zumindest hinsichtlich der täglichen Gebrauchsgegenstände herrschen muss:

»Wenn die !Kung allmählich in Kontakt mit Europäern kommen – so wie es bereits geschieht –, werden sie sich sicherlich eines brennenden Mangels an unseren Dingen bewusst werden und nach ihnen verlangen. Nackt neben eingekleideten Fremden zu stehen, lässt sie sich unterlegen fühlen. In ihrem eigenen Leben mit ihren eigenen Gegenständen jedoch waren sie relativ frei von materiellem Druck. Abgesehen von Wasser und anderen Nahrungsmitteln [wichtige Ausnahmen! M. Sahlins], wovon die Nyae Nyae !Kung genug haben – wenn auch nicht übermäßig viel, zieht man in Betracht, dass sie allesamt zwar nicht ausgezehrt, aber doch schlank sind – so hatten sie alle das, was sie brauchen. Oder sie konnten selbst herstellen, was sie benötigten, denn jeder Mann versteht es, die Dinge zu machen, die Männer machen, und jede Frau versteht es, die Dinge herzustellen, die Frauen machen ... Sie lebten in einer Form des materiellen Überflusses, da sie die lebensnotwendigen Werkzeuge aus den Materialien fertigten, die überall in großer Menge herumlagen und die jeder einfach nehmen konnte (Holz, Schilfgräser, Knochen für Waffen und Werkzeuge, Fasern für Schnüre, Gras für Schutzhütten), beziehungsweise aus Materialien, die zumindest in ausreichender Menge für den Bedarf der Bevölkerung vorhanden waren. Die !Kung hätten sicherlich Verwendungsmöglichkeiten für immer noch mehr Straußeneierschalen, um daraus Perlenketten zu machen oder Handel zu treiben; es zeigt sich jedoch, dass sich immer genügend auftreiben lassen, um jede Frau mit mindestens einem Dutzend Wasserbehälter auszustatten, soviel sie eben tragen kann, und darüber hinaus noch eine große Anzahl Schmuckperlen zu fertigen. In ihrer nomadischen Jäger-und-Sammlerinnen-Lebensweise wandern sie über das Jahr von einer Nahrungsquelle zur nächsten, und während sie immer zwischen Wasser und fester Nahrung pendeln, führen sie ihre Babys und Habseligkeiten mit sich. Da das für die Neuherstellung der allermeisten Gebrauchsgegenstände notwendige Material im Überfluss vorhanden ist, entwickelten die !Kung keinerlei Technik, um Dinge dauerhaft zu lagern, und sie spürten auch weder Wunsch noch Notwendigkeit, sich mit Überschüssen oder mehrfach vorhandenen Dingen zu beladen. Sie wollen nicht einmal von jedem Gegenstand ein Exemplar mitführen. Was sie nicht haben, leihen sie sich aus. Es liegt wohl an dieser Ungezwungenheit, dass sie nicht anfangen zu horten, und die Anhäufung von Dingen niemals mit Status verknüpft wurde.« (9)

In dem Bereich, der nicht die Ernährung betrifft, lassen sich die Wünsche der Menschen also allgemein leicht erfüllen. Die beschriebene »materielle Fülle« hängt teilweise von der Einfachheit der Technologie ab und teilweise von der Demokratisierung des Besitzes. Produkte sind immer selbstgemacht: aus Stein, Knochen, Holz oder Tierhäuten, wie sie »überall in großer Menge herumliegen«. Dabei gilt die Regel, dass weder die Gewinnung des Rohmaterials noch dessen Bearbeitung größere Anstrengung in Anspruch nehmen dürfen. Der Zugang zu den Ressourcen der Natur ist typischerweise ein sehr direkter – »jeder kann sie sich einfach nehmen«. Die benötigten Werkzeuge befinden sich im Allgemeinbesitz und dasselbe gilt für das Wissen um die notwendigen Fertigkeiten. Die Arbeitsteilung ist vergleichsweise simpel und besteht im Wesentlichen aus einer Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Man denke sich

nun noch die sehr freizügige Gewohnheit des Teilens hinzu, für die die Jäger-und-Sammlerinnen berühmt sind, und so wundert es nicht mehr, dass für gewöhnlich alle Leute ihren Anteil am gedeihenden Wohlstand haben.

Bei den meisten Jägern/Sammlerinnen ist ein solcher »Wohlstand ohne Fülle« im nicht-Nahrungsbereich keine großen Diskussionen wert. Interessanter erscheint da das Rätsel, warum sie mit derart wenig Besitz zufrieden sind, denn laut Gusinde (10) ist das für sie eine »Frage des Prinzips« und nicht etwa ein unglücklicher Umstand.

Kann es aber sein, dass Jäger-und-Sammlerinnen so wenig Wunsch nach materiellen Gütern verspüren, da sie voll und ganz vom Zwang der Nahrungssuche eingenommen werden, die von ihnen »ein Höchstmaß an Energieaufwand durch eine möglichst große Menge an Menschen« verlangt, so dass weder Zeit noch Kraft für andere Dinge übrig bleiben? Einige Ethnographen bezeugen jedoch im Gegenteil, dass die Nahrungssuche so erfolgreich sei, dass die Menschen oft die Hälfte der Zeit nicht wüssten, was sie mit sich anfangen sollten. Auf der anderen Seite, ist das nomadische Wandern eine Bedingung dieses Erfolgs. Einige Nomaden wandern weniger als andere, in jedem Fall jedoch herrscht genug Mobilität, um sehr schnell das Gefühl der Befriedigung durch Besitz zu mindern. Unter den Lebensbedingungen von Jägern-und-Sammlerinnen können Güter zu einer »schmerzlichen Bedrückung« werden, wie sich Gusinde ausdrückt, und das gilt umso mehr, je länger man sie mit sich herumschleppt. Es gibt Nahrungsbeuter, die Kanus benutzen, und einige wenige haben Hundeschlitten, aber die meisten von ihnen tragen sämtliche Annehmlichkeiten, die sie besitzen – und deshalb besitzen sie nur das, was sie tragen können. Das heißt ganz korrekt: Sie besitzen nur das, was die Frauen tragen können, denn die Männer laufen oftmals ohne Last, damit sie jederzeit eine sich bietende Jagdgelegenheit ergreifen können oder auch für die Verteidigung der Gruppe bereit sind. Owen Lattimore brachte es in einem ähnlichen Zusammenhang auf den Punkt: »The pure nomad is the poor nomad« (Der reine Nomade ist ein armer Nomade). Mobilität und Besitztum stehen in einem Widerspruch. Dass Reichtümer unter diesen Voraussetzungen auch schnell zu bedrückenden Lasten werden können, dürfte auch für einen Aussenstehenden offensichtlich sein. Laurens van der Post (11) geriet in diesen Widerspruch, als er sich daran machte, sich von seinen Bushmen-Freunden zu verabschieden:

»Die Frage nach passenden Geschenken brachte uns allen einen bangen Augenblick. Wir fühlten uns bedrückt, als wir uns klar wurden, wie wenig es gab, was wir den Buschleuten geben konnten. Fast alles, was wir in Erwägung zogen, würde ihr Leben eher verkomplizieren, indem es zum Abfall und zur Erhöhung der Last ihrer täglichen Runde beitrüge. Sie selbst hatten praktisch keinerlei Besitzungen: ein Band um die Lende sowie eine Decke und einen Beutel aus Leder. Sie besaßen nichts, was sie nicht in einer Minute in ein Bündel hätten zusammenschnüren können, um es auf einer Reise von tausend Meilen auf ihren Schultern zu tragen. Besitz bedeutete ihnen nichts, sie hatten gar keinen Sinn dafür.«

Hier kommen wir zu einer weiteren ökonomischen »Eigentümlichkeit«, denn zumindest einige Jäger-und-Sammlerinnen zeigen eine auffallende Tendenz, sehr nachlässig mit ihren Besitztümern umzugehen. Sie besitzen die Art von Nonchalance, die man von einer Gesellschaft erwarten könnte, die sämtliche Probleme der Produktion gemeistert hat:

»Sie wissen einfach nicht, wie sie mit ihren Sachen umzugehen haben. Niemandem würde es im Traum einfallen, diese in irgendeiner Weise zu ordnen, sie zusammenzulegen, zu trocknen, zu reinigen, sie aufzuhängen oder sie zu einem hübschen Stapel zu drapieren. Suchen diese Menschen nach einem bestimmten Gegenstand, so wühlen sie ohne jede Vorsicht im Sammelsurium an Kleinigkeiten in den kleinen Körbchen. Größere, inmitten der Hütte zu Haufen aufgetürmte Dinge werden hin und her geschleift, ohne irgendeinen Gedanken daran, dass sie Schaden nehmen könnten.

Der europäische Beobachter bekommt unweigerlich den Eindruck, dass diese (Yahgan) Indianer ihren Utensilien keinerlei Wert beimessen und dass sie vollständig die Erinnerung daran verloren haben müssen, welche Anstrengungen mit deren Fertigung verbunden waren. Tatsächlich hängt hier niemand an seinen wenigen Gütern und Sachen – die entsprechend häufig verloren gehen, aber auch rasch wieder durch neue ersetzt werden ... Der Indianer lässt nicht einmal dort Vorsicht walten, wo es ihm eigentlich keine Mühe bereiten würde. Ein Europäer wird angesichts der völligen Gleichgültigkeit dieser Leute schnell den Kopf darüber schütteln, wie sie brandneue Gegenstände, aufwändig hergestellte Kleidung, frische Lebensmittel und andere wertvolle Dinge durch dicken Matsch ziehen, oder ihrer sicheren Zerstörung durch Kinder und Hunde überlassen ... Gibt man ihnen teure Sachen, so hüten sie diesen Schatz aus reiner Neugier für einige Stunden; anschließend lassen sie alles in Schmutz und Feuchtigkeit verkommen. Je weniger sie besitzen, desto komfortabler können sie reisen; was kaputt geht, wird bei Gelegenheit einfach ersetzt. Aus diesem Grund sind sie allen materiellen Besitztümern gegenüber vollkommen gleichgültig.« (10)

All das führt einen fast in Versuchung zu behaupten, die Jäger-und-Sammlerinnen seien „nicht-ökonomische Menschen«. Zumindest hinsichtlich der nicht-essbaren Güter sind sie nämlich tatsächlich das genaue Gegenteil jener Standardideal-Karikaturen, die auf der ersten Seite von Büchern über die allgemeinen Prinzipien der Wirtschaftswissenschaften zu finden sind: Ihre Wünsche sind knapp und ihre Mittel (vergleichsweise) zahlreich. Als Folge davon sind sie »relativ frei von materiellem Druck«, haben sie »keinen Sinn für Besitz«, zeigen sie »ein unterentwickeltes Verständnis des Eigentums«, sind sie »allen materiellen Besitztümern gegenüber vollkommen gleichgültig« und offenbaren sie »fehlendes Interesse« an der Weiterentwicklung ihrer technischen Ausrüstung. In dieser Beziehung der Jäger-und-Sammlerinnen zu weltlichen Gütern steckt ein interessanter und wichtiger Punkt. Aus der internen Perspektive dieser Wirtschaft

heraus nämlich entpuppt sich die Behauptung als falsch, wonach die Wünsche »begrenzt« und die Begierden »verhalten« seien und dass überhaupt ihr Bild des Reichtums »beschränkt« sei. Solche Ausdrücke implizieren von vorne herein einen ökonomischen Menschen und einen Kampf der Jäger-und-Sammlerinnen gegen ihre eigene, begierigere Natur, die schließlich durch ein kulturelles Armutsgelübde gedeckelt wird. Solche Worte implizieren die Aufgabe eines Erwerbstrebens, das in der Realität niemals entwickelt worden ist, eine Unterdrückung von Begierden, die niemals aufgekommen sind. Der Ökonomische Mensch ist eine bürgerliche Konstruktion, wie Marcel Mauss es ausdrückte, »nicht hinter uns, sondern – wie schon der moralische Mensch – vor uns«. Es ist nicht so, dass Jäger-und-Sammlerinnen ihre materialistischen »Impulse« gezügelt hätten; sie haben sich einfach niemals welche angeeignet. »Wenn es überdies ein echter Segen ist, frei zu sein von einem großen Übel, so sind unsere wilden Ureinwohner (die Montagnais) glückliche Menschen. Denn die die beiden Tyrannen, die bei vielen von uns Europäern Höllenqualen verursachen, besitzen in ihren Wäldern keine Macht: ich spreche vom Ehrgeiz und Habgier ... Und da sie mit dem bloßen Leben glücklich sind, verkauft sich keiner von ihnen an den Teufel, um Reichtümer zu erlangen.« (12)

Subsistenz

Als Hershkovits (13) seine »Economic Anthropology« (1958) schrieb, war es eine übliche anthropologische Praxis, die Buschleute oder die eingeborenen Aborigines als »klassisches Bild eines Volkes« zu nehmen, »dessen ökonomische Ressourcen äusserst knapp sind«, derart prekär, dass »nur die allerintensivste Anwendung [ihrer Mittel] ein Überleben ermöglicht«. Heute kann dieses Verständnis guten Gewissens umgekehrt werden – und zwar aufgrund von Hinweisen, die größtenteils aus den beiden genannten Gruppen stammen. Es gibt überzeugende Argumente für die Behauptung, dass Jäger-und-Sammlerinnen weniger arbeiten als wir es heute tun. Ganz entgegen dem unterstellten Bild von der unausgesetzten Plackerei, verläuft die Nahrungsmittelsuche bei ihnen nur zeitweise, sie haben sehr viel freie Zeit zu ihrer Verfügung, und die Menge des tagsüber verbrachten Schlafes ist bei dieser Gesellschaftsform pro Kopf und Jahr größer als bei allen anderen.

Was sofort auffällt, ist dass diese Menschen nicht hart arbeiten. Die durchschnittlich pro Kopf und Tag mit der Beschaffung und Zubereitung von Nahrungsmitteln verbrachte Zeit betrug fünf bis sechs Stunden. Ausserdem arbeiten sie nicht kontinuierlich, die Nahrungssuche wurde immer wieder unterbrochen. Sie hörte einstweilen auf, wenn die Leute fürs Erste genug beschafft hatten, was ihnen viel Zeit übrig ließ. Im Bereich der Ernährung wie auch in anderen Produktionssektoren haben wir es ganz deutlich mit einer Ökonomie spezifischer und begrenzter Zielsetzungen zu tun. Durch das Jagen und Sammeln werden diese Zielsetzungen in unregelmäßiger aber geeigneter Weise erfüllt; das Arbeitsmuster fällt dementsprechend erratisch/schwankend aus.

Zwei ausgezeichnete jüngere Berichte von Richard Lee (14, 16) zeigen, dass der Erhaltungszustand bei den von Hershkovits in ökonomischer Hinsicht gleichgestellten

Gesellschaften der Kalahari-Buschleute und der australischen Jäger-und-Sammlerinnen tatsächlich dieselben sind. Lees Forschung verdient besondere Aufmerksamkeit nicht nur, weil sie die Buschleute behandelt, sondern hier insbesondere die Dobe-Sektion der !Kung-Buschleute, welche in Nachbarschaft zu den Nyae leben, über deren Ernährungslage – in einem Kontext von ansonsten »materieller Fülle« – Mrs. Marshall wichtige Vorbehalte ausdrückte. Die Dobe bewohnen eine Gegend von Botswana, wo !Kung-Buschleute bereits seit mindestens einhundert Jahren leben, dort jedoch seit kurzem dem Druck ausgesetzt sind, dieses Gebiet verlassen zu müssen.

Fülle

Trotz einer niedrigen jährlichen Niederschlagsmenge (6 bis 10 Inches) fand Lee im Gebiet der Dobe eine »überraschend starke Vegetation« vor. Nahrungsressourcen gab es »in Vielfalt und Fülle«, allem voran die energiereiche Mangettinuss, die es in solcher Menge gab, dass »Millionen Nüsse jedes Jahr auf dem Boden verkamen und vergeblich danach riefen, aufgelesen zu werden« (15). Ethnografische Daten über die Buschleute lassen vermuten, dass die Arbeit eines Menschen auf dem Gebiet des Jagens oder Sammelns vier bis fünf Leute zu ernähren vermag. Wenn man es nach diesem Nennwert nimmt, so ist die Nahrungsbeute der Buschleute effizienter als die französische Landwirtschaft vor dem zweiten Weltkrieg, als mehr als 20 Prozent der Bevölkerung damit beschäftigt waren, die übrigen 80 Prozent mit Nahrung zu versorgen. Zugegebenermaßen führt dieser Vergleich in die Irre, aber er tut dies nicht in dem Maße, wie er zu erstaunen vermag. Unter 248 von Lee kontaktierten frei wandernden Buschleuten waren 152 (61,5 Prozent) effektive Nahrungsbeschaffer. Die Übrigen waren entweder zu alt oder zu jung, um einen nennenswerten Beitrag leisten zu können. In dem von ihm genauer untersuchten Camp gehörten 65 Prozent zu den »Effektiven«, so dass das Verhältnis von NahrungsbeschafferInnen zum Rest der Bevölkerung tatsächlich 3:5 oder 2:3 beträgt. Die 65 Prozent der Menschen »arbeiteten 36 Prozent der Zeit, wobei 35 Prozent der Menschen überhaupt nicht arbeiteten.«! (15) Für jeden erwachsenen Arbeiter summiert sich das auf zweieinhalb Arbeitstage pro Woche [nach der westlichen Zeitrechnung bemessen]. (In anderen Worten: jedes produktive Individuum ernährte sich und eine Reihe von Abhängigen und hatte noch drei bis fünf Wochentage frei für andere Aktivitäten.) Ein »Arbeitstag« ist hierbei mit sechs Stunden berechnet, so dass bei den Dobe die Arbeitswoche 15 Stunden lang ist, also durchschnittlich zwei Stunden und neun Minuten täglich. Zieht man all dies in Betracht, so ähnelt die Ernährungsarbeit der Dobe ziemlich stark derjenigen der eingeborenen Australier.

Und ebenso wie diese verbringen auch die Dobe ihre nicht mit Subsistenzarbeit gefüllte Zeit mit mußevollen oder gemächlichen Aktivitäten. Auch hier entdeckt man abermals den charakteristischen altsteinzeitlichen Rhythmus: ein oder zwei Tage Arbeit, ein oder zwei Tage Freizeit, wobei letztere unzusammenhängend im Camp verbracht wird. Obwohl, wie Lee schreibt, die Nahrungssuche die primäre produktive Tätigkeit darstellt, »verbringen die Menschen der Großteil ihrer Zeit (vier oder fünf Tage pro Woche) mit

anderen Unternehmungen/Dingen, so bleiben sie beispielsweise im Camp oder besuchen andere Camps« (15):

»Eine Frau sammelt an einem Tag genug Nahrung, um ihre Familie drei Tage lang versorgen zu können. Den Rest der Zeit verbringt sie im Camp, macht Ausschmückungsarbeiten, stattet andern Camps Besuche ab oder hält Besucher aus anderen Camps bei Laune. Von jedem Tag, den sie zuhause verbringt, benötigt sie eine bis drei Stunden für Routinearbeiten in der Küche wie etwa Kochen, Nüsseknacken, Feuerholz sammeln und Wasser holen. Dieser Rhythmus von abwechselnd stetiger Arbeit und stetiger Freizeit blieb über das Jahr gleich. Die Jäger tendieren dazu, öfter zu arbeiten als die Frauen, aber ihr Arbeitsplan ist unstetiger. Es ist für Männer ›nicht unüblich‹ eine Woche lang eifrig zu jagen und dann zwei oder drei Wochen lang nichts zu tun. Da die Jagd ein unvorhersagbares Geschäft und zudem eine Angelegenheit ist, die der Magie unterliegt, erleben die Jäger mitunter eine Pechsträhne und unterbrechen dann die Jagd für einen Monat oder länger. Während dieser Perioden gehören Besuche, Unterhaltungen und insbesondere Tanzen zu den Hauptaktivitäten der Männer.« (16)

Die tägliche Pro-Kopf-Ertrag an Nahrung betrug bei den Dobe-Buschleuten 2140 Kalorien. Wenn man nun wie Lee das Körpergewicht, normalerweise erbrachte Aktivitäten sowie das Alters-und-Geschlechts-Verhältnis der Dobe-Bevölkerung in Betracht zieht, so ist zu erkennen, dass diese Menschen tatsächlich nur etwa 1975 Kalorien pro Kopf benötigen. Einiges der Nahrungsmittelüberschüsse ging vermutlich an die Hunde, die das fraßen, was die Menschen übrig ließen. »Man kann daraus schließen, dass die Buschleute keinesfalls, wie gemeinhin angenommen, ein klägliches Leben am Rande des Hungertods führen.« (15)

Die ebenfalls in Afrika beheimateten Hadza erfreuen sich seit langem einer vergleichbaren Leichtigkeit, auch sie benötigten für die Arbeit an ihrem Lebensunterhalt am Tag nicht mehr Zeit als die Buschleute oder die australischen Aboriginals. (16) Da sie eine Gegend mit einer »aussergewöhnlichen Fülle« an Tieren sowie Vorkommen an richtigem Gemüse (der Lake Eyasi ist nicht fern) durchwandern, scheint die Hadza-Männer das Glücksspiel weitaus mehr zu interessieren als die Aussicht auf Jagdbeute [Leider lässt sich das wunderbare Wortspiel kaum ins Deutsche übertragen: the Hadza-men seem much more concerned with games of chance than with chances of game]. Insbesondere während der langen Trockenperiode verbringen sie größere Teile des Tages mit Glücksspielen, nur um dort vielleicht sogar ihren Pfeil mit Metallspitze zu verlieren, den sie in anderen Zeiten für die Jagd auf Großwild bräuchten. Auf jeden Fall seien zahlreiche Männer »ziemlich unvorbereitet oder gar ungeeignet für die Großwildjagd, selbst wenn sie die erforderlichen Pfeile besitzen«. Woodburn schreibt, dass lediglich eine kleine Minderheit zu den aktiven Jägern größerer Tiere zählt, und selbst wenn die Frauen bei ihren Gemüsesammlungen gewissenhafter vorgehen, so verläuft auch dies in einem gemächlichen Tempo ohne allzu lange Arbeit am Stück. (17) Dieser Unbekümmertheit und einer nur begrenzten wirtschaftlichen Kooperation zum Trotz haben die Hadza »dennoch immer genügend Nahrung, ohne sich übermäßig

anstrengen zu müssen«. Woodburn bietet folgende »sehr grobe Einschätzung« des Arbeitsaufwands für die Versorgung Nahrungsmitteln an: »Über das ganze Jahr wird für die Essensbeschaffung durchschnittlich vermutlich weniger als zwei Stunden pro Tag verwandt. (Woodburn, 16)

Interessant ist an den Hadza – die sich offenbar nicht von der Anthropologie sondern vom Leben beraten ließen –, dass sie die neolithische Revolution mit der Begründung ablehnen, sie möchten lieber ihre Freizeit behalten. Obwohl sie von Ackerbaukulturen umgeben sind, haben sie es bis vor kurzem noch zurückgewiesen, selber die Landwirtschaft aufzugreifen, vor allem deshalb, weil das »zu viel harte Arbeit« bedeuten würde. Damit ähneln sie den Buschleuten, die die Frage der Landwirtschaft mit folgender Gegenfrage beantworten: »Warum sollten wir etwas anbauen, wenn es doch auf der Welt so viele Mongomongo-Nüsse gibt?« (14) Woodburn formulierte überdies die – allerdings noch unbelegte – Vermutung, dass die Hadza tatsächlich weniger Energie und vermutlich auch weniger Zeit für ihre Ernährung benötigen als die benachbarten Ackerbau-Kulturen Ostafrikas. (16) Und auch das unregelmäßige wirtschaftliche Engagement einiger Jäger-und-Sammlerinnen-Gesellschaften in Südamerika mag für einen europäischen Aussenstehenden wie eine unheilbare »natürliche Mentalität« aussehen:

»Die Yamana eignen sich nicht für die kontinuierliche, tägliche harte Arbeit – sehr zum Verdruss der europäischen Farmer und Arbeitgeber, bei denen sie oftmals angestellt sind. Ihr Arbeiten ist eher stoßweise, und bei diesen gelegentlichen Anstrengungen können sie durchaus für eine gewisse Zeit ansehnliche Kräfte entwickeln. Doch anschließend siegt bei ihnen immer das Verlangen nach einer unkalkulierbar langen Erholungsphase, während der sie tatenlos herumliegen, ohne indes eine besondere Müdigkeit zu zeigen ... Dass den europäischen Arbeitgeber solche wiederholt auftretenden Unregelmäßigkeiten schier verzweifeln lassen, kann man sich denken, doch die Indianer können nichts dafür, es ist einfach ihre natürliche Mentalität.« (10)

Die Einstellung der Jäger-und-Sammlerinnen zur Landwirtschaft führt uns nun zu einigen Besonderheiten in ihrem Verhältnis zur Nahrungsbeute. Und einmal mehr wagen wir uns hier in die innersten Bereiche der Ökonomie vor, ein Gebiet, das oftmals subjektiv und immer schwer verständlich ist, und wo darüber hinaus aufgrund seltsamer Gebräuche die Jäger-und-Sammlerinnen vorsätzlich so eingeengt werden, dass sie unsere Vorstellungskraft überfordern müssen, und wir zu der extremen Interpretation gelangen, dass diese Menschen entweder Idioten sind oder sich aber tatsächlich um nichts zu sorgen brauchen. Ersteres wäre angesichts der Unbekümmertheit der Jäger-und-Sammlerinnen eine ganz logische Folgerung, wenn man die Prämisse voraussetzt, dass ihre ökonomische Situation tatsächlich prekär ist. Wenn sich andererseits der Lebensunterhalt in der Regel leicht bestreiten lässt, und man normalerweise erwarten darf, erfolgreich zu sein, dann kann die scheinbare Unbedachtsamkeit der Menschen eigentlich nicht mehr als solche gelten. Karl Polanyi (18) sprach von der einzigartigen Entwicklung der Marktwirtschaft und deren Institutionalisierung der Knappheit, als er meinte, dass hierdurch unsere »animalische Abhängigkeit von Nahrung freigelegt« und

es der »nackten Angst vor dem Verhungern« erlaubt worden sei auszubrechen.
»Unsere entwürdigende Knechtschaft an die Materie, deren Milderung eigentlich Ziel jeder menschlichen Kultur ist, wurde so absichtlich noch verschärft.«

Doch kennen Jäger-und-Sammlerinnen diese unsere Probleme nicht.

Stattdessen spricht aus all ihren ökonomischen Maßnahmen ein ungetrübter Wohlstand, und das tiefe Vertrauen in die Fülle der natürlichen Ressourcen steht bei ihnen an der Stelle, wo bei uns Verzweiflung über das Ungenügen der menschlichen Mittel herrscht. Worauf ich hinaus möchte, ist, dass ansonsten sonderbar erscheinende heidnische Einrichtungen plötzlich verständlich werden, wenn man das Vertrauen der Menschen in Betracht zieht – ein Vertrauen, welches als durchaus vernünftiges Attribut einer Ökonomie gelten mag, die im Allgemeinen ihre Ziele erreicht.

Ernsthafter stellt sich die Frage der häufig gemachten (und meist in genervtem Ton erwähnten) Beobachtung von einem bestimmten »Mangel an Vorsicht« unter Jägern-und-Sammlerinnen. Stets nur auf die Gegenwart ausgerichtet, ohne »den leisesten Gedanken an oder gar Sorge um das, was da kommen mag« (19), scheinen Jäger-und-Sammlerinnen unwillig, mit Vorräten zu haushalten, und unfähig, auf das sie ganz sicher erwartende Unheil mit einem Plan zu reagieren. Stattdessen haben sie sich eine mittlerweile gut dokumentierte Sorglosigkeit angeeignet, die sich durch zwei einander ergänzende ökonomische Neigungen äußert.

Die erste ist die Neigung zur Verschwendung, die Tendenz, auch in objektiv schwierigen Zeiten sämtliche verfügbaren Nahrungsmittel im Camp mit einem Ma(h)l aufzubrauchen, »ganz so«, wie es Lillian von den Montagnais berichtete, »als ob die Tiere, die sie zu jagen gezwungen waren, in einem Stall eingepfercht wären«. Basedow (20) schrieb über die eingeborenen Australier, dass deren Motto folgendermaßen lauten könnte: »Wenn heute die Fülle herrscht, verschwende keinen Gedanken an morgen. Deswegen neigt ein Aboriginal dazu, aus seinen Vorräten ein Festmahl zu bereiten, anstatt sich für eine Reihe gemäßigerer Mahlzeiten zu entscheiden.« Le Jeune musste mit ansehen, wie seine Montagnais-Indianer diese Extravaganz sogar an den Rand der Katastrophe trieben:

»Fing mein Gastgeber während der Zeit der Knappheit zwei, drei oder auch mal vier Biber, veranstaltete die ganze Nachbarschaft der Wilden, unabhängig von der Tages- oder Nachtzeit, sofort ein Festessen. Und wenn die anderen Leute auch was gefangen hatten, wurde es ebenfalls umgehend aufgegessen, so dass man, wenn man von einem Festmahl aufstand, gleich zum nächsten überging, und manchmal sogar zu einem dritten oder gar vierten. Ich sagte ihnen, dass sie nicht gut haushalteten, und dass es besser sei, sich diese Mahlzeiten für später aufzusparen, da sie dann der Hunger nicht so plagen könnte. Doch sie lachten mich nur aus. ›Morgen werden wir noch ein Festessen haben, mit dem, was wir erbeuten.‹ Ja, aber leider fingen sie immer öfter nichts als Kälte und Wind.« (12)

Die zweite, komplementäre Neigung besteht lediglich aus der negativen Seite der Verschwendung: nämlich aus dem Versagen, Nahrungsmittelüberschüsse beiseite zu legen und Mittel zur Lagerung von Nahrung zu entwickeln. Man sollte meinen, dass

[längerfristige] Essens-Lagerung vielen Jägern-und-Sammlerinnen keinesfalls als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen kann, und es ist auch nicht gesagt, dass diese Menschen noch nie etwas darüber gehört hätten. (18) Es gilt hier vielmehr herauszufinden, was es ist, das unter diesen Umständen Versuche mit Nahrungslagerung von vorne herein ausschließt. Gusinde hat sich dieser Frage gewidmet, und sie für die Yahgan mit dem bereits erwähnten berechtigten Optimismus beantwortet. Jede Lagerung wäre »überflüssig«, da die Natur » den jagenden Männern und sammelnden Frauen in ihrer schier unendlichen Großzügigkeit das ganze Jahr hindurch alle möglichen Tiere [und Pflanzen] zur Verfügung stellt. Ein Sturm oder Unfall kann einer Familie diese Dinge allerhöchstens für die Dauer einiger Tage vorenthalten. Generell muss niemand mit der Gefahr des Hungers rechnen, und jeder findet fast überall die größte Fülle zur Befriedigung seiner Bedürfnisse vor. Warum also sollte irgendjemand sich über das Essen von morgen Gedanken machen? ... Unsere Fuegians [?] wissen, dass sie die Zukunft nicht zu fürchten haben, weshalb sie auch keine Vorräte auftürmen. Jahrein, jahraus können sie sich sorgenlos auf den nächsten Tag freuen ...« (12)

Gusindes Erklärung ist vermutlich soweit ganz erhellend, aber ich denke, dass sie noch weiter führen könnte, sieht es doch so aus, als ob sich hier eine noch komplexere und zugleich subtilere ökonomische Kalkulation abspielt. Denn in der Realität muss man die Vorteile der Lagerhaltung gegen die zunehmend schwindenden Sammlungs-Erträge innerhalb eines begrenzten Einzugsgebiets abwägen. Jäger-und-Sammlerinnen können schließlich der Tatsache nicht enttrinnen, dass ihre Beute-Streifzüge die Ertragskapazitäten der Umgebung tendenziell sinken lassen – dies gehört zu den Grundbedingungen ihrer Produktionsweise und ist Hauptgrund für ihr Nomadentum. Das potenzielle Manko der Lagerung von Lebensmitteln ist eben, dass bei ihr der Widerspruch zwischen Reichtümern und Mobilität deutlich wird. Lebensmittellagerung würde das Camp in ein Gebiet mit bald schon schwindenden natürlichen Nahrungsvorräten verankern. Die durch die angehäuften Bestände immobilisierten Menschen würden nun vergleichsweise mehr Knappheit leiden, als wenn sie einfach ein Stückchen weiter zögen, um dort zu jagen und zu sammeln, wo die Natur beträchtliche eigene »Vorräte« angelegt hat – Vorräte von besserer Qualität und in größerer Zahl, als die Menschen beiseite legen könnten. Und selbst wenn der Versuch, Nahrungsvorräte anzulegen, erfolgreich verlief, so würde dies den Gesamt-Output einer Jäger-und-Sammlerinnen-Gruppe nur reduzieren, falls nun mehrere von den weniger effektiven Mitgliedern sich damit zufriedengeben würden, im Camp zu bleiben und dort von den Gütern zu leben, welche von den Umsichtigeren und Produktiveren angehäuften wurden. In diesem Fall wäre Nahrungsmittellagerung zwar technisch möglich, jedoch ökonomisch nicht wünschenswert und in sozialer Hinsicht unerreichbar.

Worin aber liegen die wahren Handicaps der Jäger-und-Sammlerinnen-Lebensweise? Wenn es nach den vorliegenden Beispielen geht, ist hier nicht die vermutete »niedrige Arbeits-Produktivität« zu nennen. Vielmehr ist diese Wirtschaftsform »getrübt durch die

Bedrohung schwindender Beuteerträge. Egal, ob es um die Versorgung mit Nahrung geht oder um andere notwendige Wirtschaftsgüter: ein anfänglicher Erfolg bedeutet hier lediglich das Anwachsen der Wahrscheinlichkeit, dass weitere Anstrengungen nur mehr mit kleineren Erträgen belohnt sein werden. Dies erklärt die typische Kurve der Nahrungsbeschaffung in einem bestimmten Gebiet. Auch eine kleinere Anzahl Menschen wird für gewöhnlich eher früher als später die in bequemer Entfernung zum Camp liegenden Nahrungsressourcen reduzieren/mindern. Ab diesem Zeitpunkt bedeutet das weitere Verbleiben im Camp entweder, dass der Energieaufwand größer werden muss oder aber dass das Schrumpfen der Beuteerträge akzeptiert wird: ersteres heißt, dass die Menschen sich entscheiden, immer weiter weg vom Camp zu sammeln und zu jagen, letzteres, dass sie sich damit abfinden, mit den wenigen Vorräten im Camp Vorlieb zu nehmen und/oder die weniger beliebten Nahrungsmittel im Einzugskreis des Camps zu sammeln. Die Lösung des Dilemmas liegt freilich darin, einfach weiterzuziehen. Hieraus ergibt sich die erste und entscheidende Möglichkeit des Jagens-und-Sammelns: Das Wandern ist notwendig, damit die Produktivität auf einem wirtschaftlich zweckmäßigen Niveau bleiben kann.

Diese unter verschiedenen Umständen mal häufiger, mal weniger häufig angewandte Mobilität verlagert das Problem schwindender Erträge jedoch bloß auf andere Bereiche der Produktion. Die Handfertigung selbst einfach herzustellender Werkzeuge, Kleidungsstücke, Utensilien oder Schmuckstücke wird zu etwas Sinnlosem, sobald diese Dinge mehr zu einer Last werden als dass sie zum Komfort beitragen. Nützlichkeit wird dann bald der Frage der Tragbarkeit bzw. Transportierbarkeit untergeordnet. Ebenso erscheint der Bau fester Behausungen als Absurdität, da diese ohnehin bald verlassen werden müssten. Dies ist der Hintergrund der so asketischen Jäger-und-Sammlerinnen-Konzepte zur Aufrechterhaltung des materiellen Wohlergehens: ein Interesse an einer möglichst minimalen Ausrüstung, eine Höherbewertung kleinerer Gegenstände gegenüber größeren, ein fehlendes Interesse an der Anschaffung von mehreren Exemplaren einer Sache, usw. Der Druck zum guten Haushalten mit Dingen nimmt eine sehr konkrete Form an, wenn der gesamte Hausstand geschultert werden muss. Wenn also das wirtschaftliche Gesamtprodukt im Vergleich zu anderen Ökonomien kleiner ausfällt, so trägt daran nicht die Produktivität der Jäger-und-Sammlerinnen Schuld, sondern ihre Mobilität.

Demografische Beschränkungen

Fast dasselbe lässt sich über die demografischen Beschränkungen der Jäger-und-Sammlerinnen-Lebensweise sagen. Dieselbe Politik der Beschränkung (?) wird nämlich auch auf die Frage der Menschen angewandt; man kann das in ähnlichen Begriffen beschreiben und ähnlichen Ursachen zuschreiben. Die Begriffe lauten, ganz brutal gesagt: schwindende Erträge als Begrenzung der Tragbarkeit (?), ein Minimum an notwendiger Ausrüstung, die Eliminierung von Duplikaten, usw. Konkret bedeutet dies Infantizid (Kindstötung), Senilizid (Tötung altersschwacher Menschen), sexuelle Zurückhaltung für die Dauer der Stillzeit, und andere Praktiken, für die viele Nahrung-

sammelnde Völker gut bekannt sind. Die Annahme, dass die Ursache solcher Maßnahmen im Unvermögen einer Gruppe liegt, weitere Menschen tragen zu können, ist vermutlich richtig – sofern »tragen« wörtlich, und nicht im Sinne von »ernähren« verstanden wird. Wie Jäger-und-Sammlerinnen mitunter traurig erzählen, sind die zu eliminierenden Leute eben diejenigen, die sich nicht effektiv fortbewegen können und deshalb die Mobilität von Familie und Camp behindern würden. Jäger-und-Sammlerinnen scheinen gezwungen zu sein, mit Menschen und Gütern auf analoge Weise umzugehen, wobei ihre drakonische Bevölkerungspolitik Ausdruck derselben Haushaltsführung ist wie ihre asketische Ökonomie.

Die Jäger-und-Sammlerinnen-Lebensweise besitzt alle starken Seiten ihrer Schwachpunkte. Periodisches Wandern und die Beschränkung hinsichtlich möglicher Reichtümer sowie bestimmter Gewohnheiten, die Art von Notwendigkeiten der wirtschaftlichen Praxis und der kreativen Gewohnheiten, die Art von Notwendigkeiten, aus denen Tugenden gemacht werden(??). Genau in diesem Rahmen kann Wohlstand entstehen. Mobilität und Mäßigung/Beschränkung lassen die Ziele der Jäger-und-Sammlerinnen in Reichweite ihrer technischen Möglichkeiten rücken. Auf diese Weise kann eine relativ schwach entwickelte Produktionsweise hocheffektiv bleiben. Das Leben der Jäger-und-Sammlerinnen ist weit weniger schwer, als es von aussen erscheinen mag. Zwar spiegelt ihre Wirtschaft in einigen Aspekten tatsächlich harte Bedingungen der Haushaltsführung, doch oftmals verhält es sich auch völlig anders.

Der 3- bis 5-Stunden-Tag

Berichte über Jäger-und-Sammlerinnen aus der ethnologischen Gegenwart – insbesondere über solche, die in einer eher harschen Umgebung leben – lassen auf einen Nahrungsbeschaffungs-Arbeitsaufwand von täglich 3- bis 5-Stunden (für einen erwachsenen Arbeiter) schliessen. Das Arbeitspensum dieser Menschen entspricht also in etwa den Öffnungszeiten heutiger Bankinstitute [um das Jahr 1972] und liegt damit bemerkenswerter Weise unter dem von (gewerkschaftlich organisierten) Industriearbeitern, die über eine 21–35 Stundenwoche sicherlich froh wären. Einen interessanten Vergleich erlauben auch jüngere Studien, die den Arbeitsaufwand von zeitgenössischen Bauern mit jungsteinzeitlichen Methoden ermittelt haben.

Beispielsweise verbringt der oder die erwachsene Hanunoo (ein philippinisches Stammesvolk) pro Jahr durchschnittlich 1200 Stunden mit dem Brandrodungsackerbau (21), was einem Tagespensum von 3 Stunden 20 Minuten entspricht. Allerdings enthält diese Zahl noch nicht den Zeitaufwand für Nahrungssammlung, für die Aufzucht von Tieren, fürs Kochen und für andere direkte Subsistenzarbeiten. Die Daten anderer neuerer Untersuchungen über primitive Bauern in verschiedensten Teilen der Welt deuten ebenfalls in diese Richtung.

Auch die allgemeine Annahme, Jäger-und-Sammlerinnen kämen vor lauter Überlebenskampf kaum zu irgend etwas anderem, hält der Wirklichkeit nicht stand. Gerne wird ja mit diesem Argument die evolutionäre Unterentwicklung in der Altsteinzeit erklärt, während man der Jungsteinzeit pauschal für ihre Ermöglichung von Freizeit

gratuiert. Doch sieht es so aus, als würden diese traditionellen Formeln erst unter umgekehrten Vorzeichen stimmen: Mit der Evolution der Kultur steigt der pro Kopf zu leistende Arbeitsaufwand, und die zur Verfügung stehende freie Zeit schwindet. Die Subsistenzarbeiten der Jäger-und-Sammlerinnen werden charakteristischer Weise gerne durch andere Tätigkeiten unterbrochen – ein Tag Arbeit, ein Tag frei –, und zumindest die Jäger-und-Sammlerinnen der heutigen Zeit tendieren dazu, ihre freie Zeit mit Aktivitäten wie dem Schlafen bei Tageslicht zu verbringen. In den tropischen Gebieten, wo viele der heute noch existierenden Jäger-und-Sammlerinnen leben, ist das Sammeln von Pflanzen viel verlässlicher als die Jagd. Deshalb arbeiten die für das Sammeln zuständigen Frauen dort viel regelmäßiger als die Männer und tragen mehr als diese zur Ernährung bei.

Wenn ich deswegen behaupte, dass wir es hier mit einer Ökonomie des Wohlstands zu tun haben, möchte ich dennoch nicht verschweigen, dass bestimmte Jäger-und-Sammlerinnen auch schwierige Momente kennen. So finden es manche »fast unvorstellbar« dass Menschen an Hunger sterben oder auch nur mehr als ein paar wenige Tage nichts zu Essen finden könnten. (16) Andere hingegen, insbesondere einige Jäger-und-Sammlerinnen in bestimmten abgelegenen Gebieten, verteilen sich in kleinen Gruppen über eine Landschaft der Extreme und werden dort von periodisch auftretenden rauen Umständen am Reisen und/oder Jagen gehindert. Sie erleiden jedoch womöglich nur teilweise Entbehrungen, denn die Knappheit betrifft dann nur die jeweils immobilisierten Familien und nicht die Gesellschaft als Ganze. (10)

Doch auch unter Berücksichtigung derartiger Verletzbarkeit und selbst wenn man die unter den schwierigsten Bedingungen lebenden Jäger-und-Sammlerinnen zum Vergleich heranzieht, so wird man schwerlich beweisen können, dass Mangel ein merkliches Charakteristikum der Jäger-und-Sammlerinnen-Lebensweise wäre. Die Knappheit an Lebensmitteln ist – ganz im Gegensatz zu anderen Produktionsmethoden – keine bezeichnende Eigenschaft dieser Methode, und sie lässt sich deshalb auch nicht benutzen, um Jäger-und-Sammlerinnen als eine Klasse oder eine generelle Evolutionsstufe von anderen abzugrenzen.

So fragt Lowie (22) ganz richtig:

»Was aber ist mit den Hirten, deren Lebensunterhalt immer wieder durch Seuchen in Gefahr gerät, die sich, wie etwa einige Gruppen von Lappen im 19. Jahrhundert, wieder auf das Fischen besinnen mussten? Was ist mit den primitiven Bauern, die den Boden ohne jeden Ausgleichsmaßnahme roden und bearbeiten, die eine Stelle ausbeuten und dann zur nächsten weiterziehen, um dort bei jeder Trockenheit von Hunger bedroht zu sein? Besitzen diese Menschen wirklich mehr Möglichkeiten im Umgang mit auf natürliche Umstände zurückzuführenden Unglücksfällen als die Jäger-und-Sammlerinnen?«

Und nicht zuletzt: Wie sieht es mit der heutigen Welt aus? Zwischen einem Drittel bis zur Hälfte der Menschheit, so ist zu hören, geht jeden Abend hungrig zu Bett. In der Altsteinzeit muss diese Quote sehr viel geringer ausgefallen sein. Wir leben in einem Zeitalter, in dem der Hunger in bislang nicht gekannter Ausmaß Realität ist. Heute, zur

Zeit der größten technischen Machbarkeit, ist das Hungern ein institutionalisierter Faktor. Um eine weitere ehrenwerte Formel vom Kopf auf die Füße zu stellen: Der Hunger in der Welt steigt in relativer und absoluter Weise mit der Evolution der Kultur. Auf dieses Paradox zielen alle meine Ausführungen. Jäger-und-Sammlerinnen genießen aufgrund äusserer Umstände einen objektiv niedrigen Lebensstandard. Bedenkt man jedoch ihre Ziele und zieht auch die Angemessenheit ihrer Produktionsmittel in Betracht, erkennt man, dass sich bei ihnen für gewöhnlich alle materiellen Wünsche leicht befriedigen lassen.

Die primitivsten Völker dieser Erde mögen wenig Besitz haben, doch sind sie nicht arm. Armut ist nicht gleichzusetzen mit einer bestimmten geringen Menge an Gütern, und sie ist auch keine bloße Beziehung zwischen Mitteln und Zielen. Sie ist vor allem eine Beziehung zwischen Menschen. Armut bezeichnet einen sozialen Status und ist somit eine Erfindung der Zivilisation. Die Armut hat mit zunehmendem Alter der Zivilisation zugenommen, zunächst als eine boshafte Unterscheidung zwischen Klassen, noch wichtiger jedoch als eine untergeordnete Beziehung, die Landwirtschaft betreibende Bauern anfälliger für Naturkatastrophen macht als jedes Eskimo-Wintercamp in Alaska.

Quellen:

1. Lowie, Robert H; 1946 An introduction to Cultural Anthropology (2nd ed.) New York. Rinehart.
2. Braidwood, Robert J. 1957. Prehistoric Men. 3rd ed. Chicago Natural History Museum Popular Series, Anthrpology, Number 37.
3. Braidwood; Robert J. 1952. The Near East and the Foundations for Civilisation. Eugene: Oregon State System of Higher Education.
4. Boas, Franz. 1884-85. "The Central Eskimo", Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Anthropological Reports 6: 399=699.
5. White, Leslie A. 1949. The Science of Culture. New York: Farrar, Strauss.
6. White, Leslie A. 1959. The Evolution of Culture. New York: McGraw-Hill.
7. Grey, Sir George. 1841. Journals of Two Expeditions of Discovery in North-West and Western Australia, During the Years 1837, 38, and 39... 2 vols. London: Boone.
8. Eyre, Edward John. 1845. Journals of Expeditions of Discovery into Central Australia, and Overland from Adelalde to King George's Sound, in the Years 184041.2 vols. London: Boone.
9. Marshall, Lorna. 1961. "Sharing, Talking, and Giving: Relief of Social Tensions Among "Kung Bushmen", Africa 31:23149.
10. Gusinde, Martin. 1961. The Yamana 5 vols. New Haven, Conn.: Human Relations Area Files. (German edition 1931).
11. Laurens van der Post: The Heart of the Hunter.
12. Le Jeune, le Pere Paul. 1897. "Relation of What Occured in New France in the Year 1634", in R. G. Thwaites (ed.), The Jesuit Relations and Allied Documents. Vol. 6. Cleveland: Burrows. (First French edition, 1635).
13. Herskovits, Melville J. 1952. Economic Anthropology. New York: Knopf.
14. Lee, Richard. 1968. "What Hunters Do for a Living, or, How to Make Out on Scarce Resources", in R. Lee and I. DeVore (eds.), Man the Hunter. Chicago: Aldine.
15. Lee, Richard. 1969. "Kung Bushmen Subsistence: An Input-Output Analysis", in A. Vayda

- (ed.), *Environment and Cultural Behaviour*. Garden City, N.Y.: Natural History Press.
16. Woodburn, James. 1968. "An introduction to Hadza Ecology", in Lee and I. DeVore (eds.), *Man the Hunter*. Chicago: Aldine.
 17. Woodburn, James (director). 1966: "The Hadza" (film available from the anthropological director, department of Anthropology, London School of Economics).
 18. Polanyi, Karl. 1974. "Our Obsolete Market Mentality", *Commentary* 3:109-17.
 19. Spencer, Baldwin, and F. J. Gillen, 1899. *The Native Tribes of Central Australia* London: Macmillan.
 20. Basedow, Herbert. 1925. *The Australian Aboriginal*. Adelaide, Australia: Preece.
 21. Conklin, Harold C. 1957. *Hanunoo Agriculture*. Rome: Food and Agricultural Organisation of the United Nations.
- Lowie, Robert H. 1938. "Subsistence", in F. Boas (ed.), *General Anthropology*. (2nd ed.) New York: Rinehart.

<http://www.scribd.com/doc/22290844/Report-over-Marshall-Sahllins-Essay-the-Original-Affluent-Society>